

Nr. 29, 19./20. Juli 1991

DAS MAGAZIN

TAGES-ANZEIGER UND BERNER ZEITUNG BZ



SIEGESPARADEN

Das neue Selbstvertrauen
der Amerikaner

SCHWARZKOPF

Von Simon Bischoff (Bild und Text)

DAS IST MEIN FREUND | ER STARB AN AIDS

Darf man den Tod fotografieren?

Ich sitze im Flugzeug Rom–New York. Der Fensterplatz neben mir in der Zweierreihe ist noch leer. Wer wird in den nächsten acht, neun Stunden mein Reisenachbar sein? Im Seitengang erscheint jetzt eine wohlgenährte Frau mit Pagenschnitt, Anfang Vierzig, ungeschminkt. Wir nicken uns kurz stumm zu, während sie neben mir ihren Platz bezieht. Wie lange vermag einer so neben dem anderen auszuharren, ohne das Wort an ihn zu richten? Wie wird unsere Konversation beginnen? Eine gute schauspielerische Situation, denke ich: Übungsszene für Schauspieler. Wie beginnt ein Dialog? Der Anfang ist wichtig, natürlich! Wir haben uns oft darüber unterhalten, M. und ich: Was ist ein

Dialog? Er hat 15 Jahre fast nur Dialoge geschrieben, die ersten, da war er noch nicht zwanzig. Und am Ende seines kurzen Lebens hatte er darin eine meisterliche Übung erreicht.

Unser tägliches Ritual in den letzten zwanzig Jahren: täglich unsere Telefongespräche, oder wenigstens wöchentlich, wenn die Distanzen grösser waren: Rom–Aarau, Berlin–Tanger...

Es werden einem, wenn der Tod so direkt ins eigene Leben einbricht, von es gut meinenden Bekannten gerne Bücher geschenkt mit Titeln wie «Trauern» oder «Leben nach dem Tod».

Ich habe in meiner Verzweiflung auch nach Büchern gegriffen; ich habe in meiner stillen Abkapselung nach Vergleichbarem ge-

sucht. Ich habe unter anderem nach Hans Henny Jahns monumentalem Werk «Fluss ohne Ufer» gegriffen und die ungeheuren Seiten am Anfang der Niederschrift 2 nachgelesen, die vom Tode Tuteins und von seiner Mumifizierung durch den Freund berichten: «Du begreifst wohl, dass wir den Arzt nicht gebrauchen können. Er glaubt an die Hygiene. Er will ein verbürgtes Begräbnis, nicht eine Verwesung über der Erde. Tote haben keine Rechte. Das wird er dir sagen. Wir wissen es. Es gebricht uns nicht an Wissen und Erfahrung; wir haben gesehen, wie die Menschenwelt eingerichtet ist. Bis zum Letzten aber wollen wir uns widersetzen.»

Ich zog Vergleiche: Habe ich unserem Bund wider diese Welt Genü-

ge getan? Auch im Letzten? Ich war unvorbereitet auf diesen so gewaltsam hereinbrechenden Tod, auf seinen Tod. Ich war ziemlich hilflos dem heutigen Sterbebetrieb ausgeliefert. Man liess mich im Krankenhaus an seinem Bett, auch die ganze Nacht durch. Das Pflegepersonal gab sich hilfsbereit und aufgeschlossen. Man holte einen Liegestuhl herbei und Wolldecken, damit ich neben ihm schlafen konnte. Die Nachtschwester braute mir eine Bouillon. Der Umgang mit den Ärzten war schwieriger. Es waren Männer. Als ich in der letzten kritischen Phase um eine Unterredung mit dem Assistenzarzt bat, wurde mir diese zwar gewährt, aber nicht ohne den Hinweis, dass seine Arbeitszeit bereits überschritten sei und dass zu Hause Frau und Kind warteten. Natürlich, er tat bloss seinen Job. Wer tut das nicht. Den

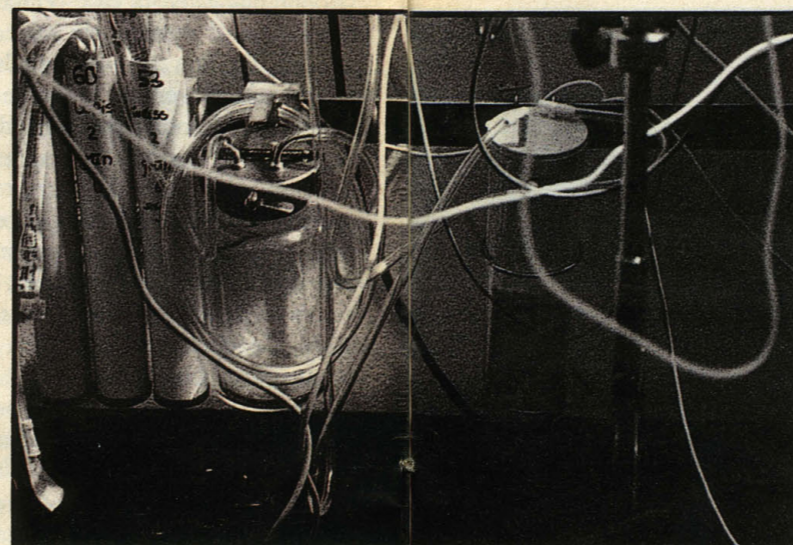
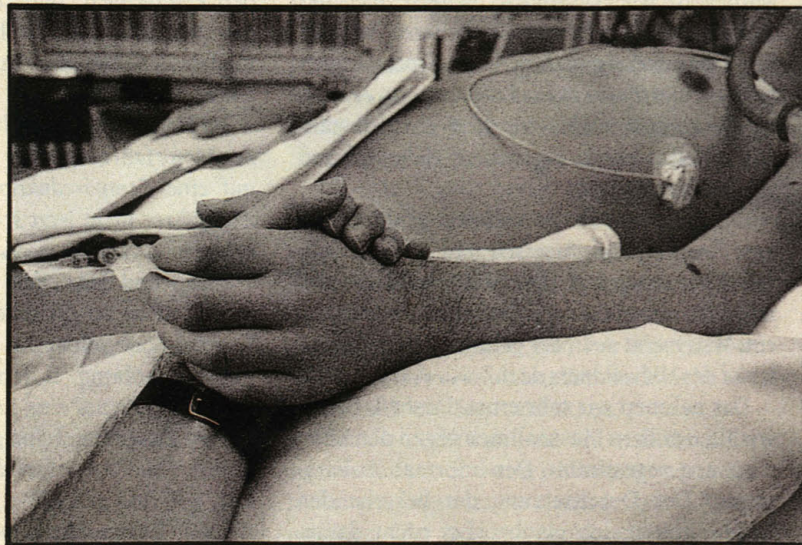
Rest der kodierten Information verstand ich auch. Und während er die Röntgenbilder von M.s angegriffenen Lungenflügeln an die Lichtwand heftete, die Frage: «Haben Sie sich schon testen lassen?»

Es folgte der letzte gemeinsame Abend. Die unwiderrufliche Gewissheit, dass kein Medikament mehr hilft. Meine Lippen auf seinen schönen, fieberfeuchten Händen. In der anderen Ecke des Zimmers quatschten die Besucher am Nachbarsbett ziemlich unbeschwert über den letzten Fernsehabend. Aus dem Weinen wurde wieder ein leises gemeinsames Lachen: Dialoge wie aus deinen Stücken!

Ich begann, ihn zu fotografieren. Es war unsere, meine Art der Mumifizierung, der Bereitschaft zur «Verwesung über der Erde». Er versank in Fieberträume, redete vor sich hin. Ich lauschte seinen rätselhaften Worten. Sein seitlich abgeknickter Kopf richtete sich dann abrupt wieder auf, er öffnete die Augen mit einer Entschlossenheit, als wollte er gleich aus dem Bett springen und nach Hause eilen. Er berichtete aufgeregt, was er im Traum gesehen, wo er sich befunden habe.

Dann entglitt er mir langsam. Am Morgen hatte ihn das Valium, das er benötigte, seiner letzten Vitalität beraubt und in einen Dämmerzustand versetzt. Es kam die Einlieferung in die Intensivstation. Als ich aus einiger Entfernung ohnmächtig mit ansehen

SIMON BISCHOFF ist Fotograf und Filmmacher. Er lebt in Rom.



musste, wie man seinen kraftlosen Körper auf einer Unterlage von einem Bett in ein anderes hievte, wie dabei seine Arme, seine Beine, sein nach hinten geknickter Kopf leblos über den Rand hingen, fühlte ich, wie mir der Boden unter den Füßen langsam zu entgleiten drohte. Wir hatten uns nicht adieu gesagt. Man sagt sich nicht adieu beim letzten Abschied. Es geschieht einfach, das ist alles.

Er hing noch zwei Wochen an der «Maschine», ohne Bewusstsein. Ich fotografierte wieder. Er entfernte sich zusehends, stückweise, von Tag zu Tag. Ich fotografierte weiter. Man liess mich gewähren – zuerst. Aber mit der Zeit wurden die Schwestern unruhig. Was war da eigentlich im Gange? Eines Tages näherte sich mir Schwester C.

und begann mit halb mitleidiger, halb argwöhnischer Miene: «Bringt Ihnen das denn Erleichterung, wenn Sie ihn fotografieren?»

Ich werde am Sterbebett in Diskussionen verwickelt. Ich bin Fotograf; ich weiss um die Vorbehalte der Menschen, der Kulturen gegen das «geraubte Bild». In Marokko werden die Menschen schon auf einer gewöhnlichen Strasse unruhig, wenn einer fotografiert – nicht erst im Krankenhaus.

Das Objektiv an meiner Kamera ist ein ins Gegenteil verdrehter Phallus, ein als Phallus getarntes Loch, das verschlingt, anstatt zu geben. Es verschlingt Seelen. Weil in ihm eine seltsame Potenz der Verdoppelung tätig ist, die aus Bil-

dern Abbilder machen kann. Die Potenz des Gleichen ist die erste magische Kraft. Aber die Fotomaschine vermag noch mehr, noch Unheimlicheres: Sie hat Macht über die Bilder, somit über die Realität; denn die Bilder bleiben nur als Abbilder am Leben, sie selber verschwinden, kaum dass sie existieren, sofort im Strom der Zeitlichkeit und sterben. Die Fotomaschine aber greift in den Ablauf der Zeit, hält sie an und verwandelt sie in Zeitlosigkeit. Sie ist eine Maschine gegen Tod und Sterben. Im Abbild kann das Bild weiterleben. Es darf erscheinen und mit ihm das, was es ist, sein Wesen, seine Seele.

Schwester C. warnt mich frühzeitig. Wenn es dann soweit sei, wenn er unten sei – dort unten (ir-

gendwo im Keller, denke ich, sie meint die Leichenhalle), da solle ich lieber nicht hingehen!

Ich ziehe weiter Vergleiche: Ich habe auf dem Abstieg nach «dort unten» beharren müssen. Es war nicht das Selbstverständliche. Ein Angestellter musste speziell herbeigerufen werden, man tat es widerwillig. Der zog ihn aus dem Kühlschrank, es waren knapp vier Stunden vergangen, seit er gestorben war.

Durfte ich jetzt bei ihm sein für ein paar Stunden? Durfte ich mich an den Anblick gewöhnen, an die neue Situation, mit ihm zusammen? Durfte ich Zeit haben, um ein Gefühl zu bilden für die kalte Haut, so lange vielleicht, bis Grauen oder Furcht mich übermannt hätte? Durfte ich mich neben ihn legen, wie die Beauvoir sich neben den toten Sartre gelegt hatte? Durfte ich wieder kommen, von

Stunde zu Stunde, ihn zu entkleiden, meine Lippen an seinen Körper zu drücken, so lange, bis sich ein neues Einverständnis zwischen uns hätte einstellen können, zwischen seinem Weg des Abschieds und meinem des Zurückbleibens?

Indessen umkreiste mich der Angestellte und warf mir verlegene Blicke zu. Wartete auf ein Zeichen, damit er ihn wieder in den Kühlschrank schieben durfte. Ich begann zu fotografieren. Seine Haut war künstlich gekühlt und fleckig, der Anblick nicht angenehm. Man hatte seinen Kopf einbandagiert, damit der Mund geschlossen bleibe. Ich zog das Leinen etwas weg, damit sich seine blosse Brust meinen Blicken darböte. Ich hatte nur gerade vermocht, das Schlimmste zu verhindern, dass sich nicht fremde Messer an seinem Leib vergingen.

Mehr konnte ich nicht für ihn tun. Auch für mich nicht. Er war weiterhin anonymen, unrechtmässigen Händen ausgeliefert. Tote haben keine Rechte. Lebende auch nicht.

Später traf ich den Ethnologen Tobias Schneebaum. Er lebte jahrelang bei den Asmat auf Papua-Neuguinea. Ich fotografierte ihn. Er erzählte: Einst, bevor sich unsere Zivilisation dort einmischte, pflegten diese Menschen ihre Toten zu verspeisen. Wir würden sagen, um sich deren «Seelen» ganz einzuverleiben und ihren Fortbestand in der Gemeinschaft zu sichern. Die Schädel wurden fein gesäubert, blank poliert und zu Hause aufbewahrt.

Ja, ich bin ein Fotograf, auch ich bin Kannibale. ●

